

Inhalt

Persönliches Vorwort	7
I. Grundlagen einer Sozialphilosophie des kommunikativen Textes	13
1. Einleitung: Das Normative und das Symbolische im Rahmen der Sozialphilosophie des kommunikativen Textes	15
1.1 Vorbemerkung	15
1.2 Vorarbeiten zu einer Sozialphilosophie des Zwischen, des Medialen	17
1.3 Die Sozialphilosophie des kommunikativen Textes	31
1.4 Die Ethik innerhalb der Dimension des Diskursiven des kommunikativen Textes	37
1.5 Das Denken des Politischen	41
II. Ethik und Noetik in der diskursiven Dimension	47
2. Der kommunikative Text und der Diskurs	49
3. Die Nähe und Immanenz des Diskurses und die Differenz und Distanz	61
3.1 Nähe und Distanz im sozialen Prozeß	70
4. Die zwei Richtungen der Differenz des Diskurses	105
4.1 Ethos und Gewißheit	107
4.2 Pflicht und Wissen	114
4.3 Beobachtungsbeobachtungen und Bewertungsbewertungen	136
4.4 Das Ungewußte und das Verfernte	149
5. Mehrdimensionale symbolisch-normative Relationen	161
5.1 Recht	161
5.2 Gute Taten	163
5.3 »Achtung«	164
5.4 Wissenschaft	172
5.5 Archiv	175
5.6 Bildung	180
5.7 Zukünftiges Wissen	185
5.8 Moral	187
5.9 Wohlwollen und Sympathie	190
5.10 Gute Sitten	191
5.11 Vertrauen	213

III. Die Kommunikation in der Sozialphilosophie des kommunikativen Textes	229
6. Isolierender Konsens	231
6.1 Ballspiele und Sprachspiele	231
6.2 Das Geld und die Psychoanalyse	240
7. Es spricht	245
8. Therapeutik des Diskurses	251
9. Normative Dialogisierung	261
10. Der Andere in der Sprache	283
11. Allgemeines zu Kommunikation	305
12. Entfremdung in der Sprache	329
13. Identität und so weiter	359
Schlußbemerkung	375
Literatur	377
Register	403

Persönliches Vorwort

Dieses ist der dritte und abschließende Teil meiner während mehr als 30 Jahren betriebenen Studien zur Sozialphilosophie des kommunikativen Textes. Der erste Teil – oder das, was ich heute als den ersten Teil ansehe und deklariere – behandelte die Zeitstruktur von Geschichten und erschien 1982; der zweite – und noch immer wußte ich nicht, daß ich eines Tages den (notwendigen) dritten Teil tatsächlich würde selbst schreiben müssen – war nach der temporalen nun gewidmet der sozialen Dimension des kommunikativen Textes. Erst nach Abschluß dieser im Jahre 2002 erschienenen *Kategorien der Sozialphilosophie* wurde mir deutlich, daß es nötig war, auch noch die dritte Dimension des kommunikativen Textes in einem eigenen Werk abzuhandeln. Denn seit sich die traditionelle philosophische Ethik eine sogenannte »angewandte Ethik« geschaffen hatte, schien es ihr und führte sie sich auf, als wäre die Ethik der philosophische Super-Diskurs, der im Prinzip auf alles, was nur irgendwie mit Menschen zu tun hätte, »angewendet« werden könne, ja sogar solle: die Ethik schrieb sich selbst ihre Vorschriftlichkeit vor. Solche ethische Durchdringlichkeit machte auch vor dem Sozialen nicht halt, im Gegenteil: Indem sich Sozialphilosophie in der Mehrzahl ihrer Exemplare als fundamental normative Disziplin gerierte, wurde sie zu einer Bewährungsinstanz des usurpierten Vorrangs der Ethik. Wie mit dem Begriff Ethik neuerdings Schindluder getrieben wird, zeigt beispielsweise die von der Bundesregierung anläßlich der Reaktorkatastrophe von Fukushima einberufene »Ethikkommission für eine sichere Energieversorgung«. Nicht nur daß der Ethik hier durch Regierungsaufgabe eine Zielvorgabe (»für ...«) gegeben wird, sondern auch die Zusammensetzung des Gremiums lassen alle Zweifel verschwinden, daß es hier eben überhaupt nicht um Ethik geht. In der 17köpfigen Kommission sitzt nur eine einzige professionelle Ethikerin, dann noch einige Personen, denen man eine besondere moralische Sensibilität unterstellen darf, aber das ist eben etwas anderes als eine Kompetenz für Ethik. Aber mehr als die Hälfte der Mitglieder hat professionell nichts mit Ethik oder Refle-

xion von Moral zu tun, können also nicht als Experten für ethische Fragen angesehen werden, sind also Laien. So ist es kein Wunder, daß der Entertainer Pelzig den Ethik-Boom und die Tendenz zu Ethikkommissionen so kommentierte: »Ethik ist wie Religion, nur ohne Weihnachten.«

Solcher Ethik-Schwemme war zu widersprechen. Beispielsweise ist es philosophisch trivial, Gewalt zu verwerfen und die Verwerfung ethisch zu rechtfertigen. Die eigentlichen sozialphilosophisch interessanten Fragen hinsichtlich der Gewalt beginnen erst jenseits dieser Trivialitäten. Und dieses sind im wesentlichen Fragen, die sich angemessen nur durch Analyse der Diskurse klären lassen, darunter auch solche der diskurs- und textanalytischen Darstellung der ethischen Reflexionen der moralischen Verurteilung der Gewalt, z.B. warum Gewalt verdammt, sogenannte Gegen-Gewalt, inklusive der vorbeugenden, aber gerechtfertigt wird.

In den vorliegenden Untersuchungen erscheint daher Ethik als eine der beiden Richtungen der Diskurs-Analyse, die andere heißt Noetik, und weil diese der Ethik in ihrer Richtung entgegengesetzt ist, darf man sie auch kalauernd als No-Ethics lesen. Der Diskurs als Zusammenhang von Ethik und Noetik erscheint innerhalb der Theorie des Kommunikativen Textes neben Zeit und Sozialem als dritte Dimension. Gemäß der unten näher auszuführenden Theorie des Dritten darf jede der drei Dimension auch in ihrer Beziehung auf die anderen beiden, z.B. als Beobachtung und Bewertung der beiden anderen in ihrem Zusammenhang, gedeutet werden.

Der Zusammenhang der drei Dimensionen wird im ersten Kapitel, zugleich als Zusammenfassung der wesentlichen Resultate der ersten beiden Bücher zum Thema, geschildert.

Hier aber möchte ich (jener, der im folgenden Text »ich« sagt) gemäß der Ankündigung eines »persönlichen Vorworts« etwas tun, was ich noch nie getan habe, was sich nicht schickt und was den Kernthesen meines Arbeitens widerspricht und was ich auch nie wieder tun werde, nämlich erzählen, auf welche Weise der Gedanke und das Konzept des kommunikativen Textes sich im Laufe von 35 Jahren herausgebildet und verfeinert hat.

Der Anfang läßt sich – wie alle sogenannten Anfänge – nur als Anekdote (oder anderswo als Mythos) erzählen; denn Anfänge »gibt« es nicht, sie werden, nach einem Wort von Blumenberg, dazu ernannt. Als ich im Jahre 1971 Vorgespräche für mein Bochumer Rigorosum führte, da ging ich für das zweite Nebenfach »Allgemeine Sprachwissenschaft« zu Roland Harweg, der damals in Bochum der Linguist mit den höchsten intellektuellen Ambitionen und Ansprüchen war/dafür gehalten wurde. Er, den ich aus Lehrveranstaltungen gar nicht kannte, fragte mich gleich zu Beginn unseres Gesprächs, ob ich mich mit der Linguistik

Hjelmslevs befaßt hätte; als ich verneinte, erwiderte er, daß ich, wenn ich mich von ihm prüfen lassen wolle, mit dieser Linguistik auseinandergesetzt haben müßte. Für diese Zumutung an den Doktoranden bin ich Harweg dauerhaft dankbar gewesen. Hjelmslev stellt in einer logisch-positivistisch inspirierten Weise eine umfassende Fortentwicklung des Strukturalismus von de Saussure dar. Der Saussuresche Chiasmus von *Langue* und *Parole* setzt sich in seinem System fort in der Korrelation von System und Prozeß. Und der sprachliche Prozeß heißt Text. Wegen der Allgemeinheit des Prozeßbegriffs *hat* der Text keine Grenzen, aber man kann (und muß) sowohl analytisch also auch in der Textpraxis Grenzen ziehen. In praktischer Hinsicht: Ab und zu muß man beim Reden Luft holen oder die anderen zu Wort kommen lassen, und schriftliche Texte haben ihre Umfangsbeschränkungen z.B. durch den Buchbinder. In analytischer Hinsicht muß man es deshalb tun, weil ein unendlicher Text keinem spezifischen Sprachsystem mehr korrespondieren könnte. Umgekehrt schwindet die Erklärungskraft einer äußerst präzisen Systembeschreibung, z.B. einer persönlichen Idiolekts zu einem ganz bestimmten Zeitpunkt. Daß aber Sprachprozesse nur als Kommunikation ihre konkrete Wirklichkeit haben, wird bei Hjelmslev theoretisch vernachlässigt.

Genau an dieser Stelle kam eine zweite Theoriekomponente ins Spiel. Im Interesse der Erarbeitung eines anspruchsvollen Ideologie-Begriffs inaugurierte Jürgen Frese in Bielefeld ein interdisziplinäres Forschungsprojekt unter dem Titel »Theoriebildung als Gruppenprozeß«. In ihm ging es darum, in kleinen theoriebildenden Gruppen vor allem des 19. Jahrhunderts die Parallelität und Wechselwirkungsprozesse der Theoriebildung und der Gruppenbildung zu studieren und herauszuarbeiten. Unter den »grauen Papieren« der Projektgruppe entstand auch die erste Formulierung des Konzepts des kommunikativen Textes mit dem Titel »Text als Grundkategorie einer Soziologie des Wissens«. Als Einzelstudie im Rahmen des Projekts wurde von mir die Gruppe der Frühromantiker untersucht; die einzigen Publikationen aus dieser Zeit bezogen sich auf die konkreten Studien zu dieser Gruppe, die programmatischen Papiere von damals blieben (zum Glück) unveröffentlicht.

Zunächst aber wurde dann im Rahmen der Studien zur Habilitationsschrift der Begriff des kommunikativen Textes bezogen auf das Erzählen von Geschichten und die in diesem Text wirksamen Zeitstrukturen erarbeitet. In diesen Studien waren neben dem Strukturalismus die Analytische Philosophie der Geschichte (Narrativismus) und die Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins (Husserl) wirkmächtig. Was ich damals nicht wußte und was sich erst im Nachhinein herausstellte, war, daß Paul Ricœur zur gleichen Zeit im gleichen Sinne arbeitete. Auch wenn seine Thesen vorsichtiger und zurückhaltender waren als

meine, waren sie dafür desto umfangreicher; sie gingen jedoch insgesamt in die gleiche Richtung, was zur Folge hatte, daß *Der kommunikative Text und die Zeitstruktur von Geschichten* in der deutschen Philosophie zwar beachtet wurde, aber in gewissem Umfang rezipiert wurde die Schrift eigentlich nur in Literaturwissenschaft und Geschichtswissenschaft. In den folgenden 15 Jahren wurde dann das endgültige Konzept – neben vielen anderen Arbeiten – ausgearbeitet, das dem kommunikativen Text die drei Dimensionen möglicher Analyse zuschrieb: die Zeit, das Soziale und das Diskursive. Diese Dreiheit folgt aus der Tatsache, daß der Text (als Prozeß) zeitlich, (als Kommunikation) sozial und (als Sinn) diskursiv verfaßt ist, er *ist* immer in allen drei Dimensionen situiert, aber für die Analyse ist es möglich und sinnvoll, einzelne Dimensionen kontrolliert zu separieren und als solche darzustellen.

In den *Kategorien der Sozialphilosophie* zeigte sich nun allerdings, daß das einfache Schema, das in der Temporalanalyse gewonnen worden war, nämlich der zwei Richtungen (Vergangenheit ↔ Zukunft) und den zwei Modalitäten der Nähe und der Ferne (als Retention und als Reproduktion, bzw. Protention und Erwartung), die nicht unbedingt mehr, wie noch bei Husserl bewußtseinstheoretisch formuliert sein mußten, sondern konsequent als textualistisch verfaßt beschrieben werden konnten, in der Analyse des Sozialen nicht ausreichten. Wählte man hier Selbst und den Anderen als die zwei Richtungen mit den entsprechenden Modalitäten von Nähe und Ferne, so waren hier nicht nur, wie allerdings auch schon in den Temporalanalysen Iterationen (hier z.B. »vergangene Zukunft« oder auch »zukünftige Zukunft«) von zunehmender Wichtigkeit, sozial z.B. »der innere Andere« eines Selbst, sondern es erwies sich als unumgänglich, als zusätzliche Figurationen den Dritten und den Fremden einzuführen, Einzelheiten kann man im ersten Kapitel nachlesen. Nun stellte sich allerdings die Frage, ob diese strukturellen Eigentümlichkeiten nicht auch bereits bei den Zeitanalysen Berücksichtigung hätten finden müssen. Aber was ist denn das temporale Pendant jener Grenze, jenseits derer im Sozialen der Fremde haust? Und was ist das Dritte in der temporalen Dimension, das die reine Linearität des Zeitlichen bräche?

Sowohl in der Temporalanalyse als auch in der des Sozialen wurde noch davon ausgegangen, die Sinnfrage nebenbei, en passant, abhandeln zu können, bzw. implizit schon abgehandelt zu haben. Das war natürlich eine nützliche Selbsttäuschung; Selbsttäuschung war es, weil die Dimensionalität des kommunikativen Textes immer schon die anderen Dimensionen im Hintergrund hat, was aber keineswegs heißen kann, daß ihre Einzelbehandlung, mit steten Seitenblicken, versteht sich, damit erübrigt wäre; nützlich war diese Selbsttäuschung,

weil sie es ersparte, die normative (und die epistemische) Seite allzufrüh ins Spiel zu bringen. Jetzt aber sind Ethik und Noetik unausweichlich geworden.

Eine konsequente Ausarbeitung einer solchen war allerdings nur möglich am Ende (nicht historisch verstanden) der Spätmoderne. Die Spätmoderne ist derjenige Zipfel der Moderne, an dem diese aufgehört hat, das zu sein, was sie ihrem Selbstverständnis nach immer war, nämlich progressiv und zukunftsfröh, und sich nunmehr darauf beschränkt, konservativ an die uneingelösten Versprechen der Moderne zu erinnern, sentimental die Korrosion der Moderne und ihrer Werte zu bedauern oder reaktionär die Rückkehr zu den (alten) »Werten« zu fordern. Die Postmoderne bringt den Mut auf, den inzwischen theoretisch und praktisch eingetretenen Veränderungen ins Auge zu sehen; dabei wird sie auch (»dekonstruktiv« sagt einer) der Schlagseite der Moderne ansichtig, die, was das Soziale betrifft, immer von der Fiktion ausging, die sie je nach Gusto das (autonome) Subjekt nannte, das Individuum (=Atom), den Einzelnen (vor allen anderen und zunächst ohne sie), die Person (ursprünglich nichts als eine Rolle oder Maske, im Personalismus dann jedoch zu etwas Substantiellem hochstilisiert), oder – the worst case – den »ganzen Menschen« gar (der immer mehr als ein Mensch, sc. als Objekt eines humanwissenschaftlichen Zugriffs sein wollte oder sollte), oder von allem dem ein bißchen und alles durcheinander. Diese Moderne, inklusive der Spätmoderne war niemals vom Sozialen ausgegangen, weil sie in welchen Resten von Substantialismus auch immer befangen war. Inzwischen jedoch könnten wir gelernt haben, vom Zwischen, vom Medium her zu denken. Ein solches schafft den Menschen nicht ab, ist nicht transhumanistisch, wie die selbsternannten Retter der Moderne argwöhnen, sondern es verweist ihn auf seinen Platz (Hybrid statt Hybris). Ein solches Denken schließt praktische Humanität nicht aus und ist nicht unmoralisch, sondern es erübrigt lediglich das imperiale gute Gewissen, das sich selbst als gut (mit immer zugestandenen kleinen Fehlern) weiß, den Anderen aber als böse, der er auch gut sein könnte, wenn er mit etwas Bemühung so wäre wie wir, d.h. vernünftig. Daher wird man auch von einer postanthropologischen Sozialphilosophie sprechen können, weil sie nicht mehr von *dem* Menschen ausgeht und ein Wissen über ihn als Bedingung von Sozialphilosophie postulieren muß.

Auch die postmoderne Theorie des kommunikativen Textes wird asymmetrisch strukturiert sein, aber nicht mehr aufgrund eines Vorrangs des Subjekts (oder bei Lévinas des Anderen), sondern weil der kommunikative Text nur dann seine eigene Fortsetzung gewährleisten kann, wenn, solange einer redet, die anderen zuhören. Wenn alle reden und keiner mehr zuhört oder (unwahrscheinlicher) alle zuhören, aber niemand mehr etwas zu sagen hat, wäre der kommunikative Text am Ende und damit zugleich die Zeit, das Soziale und der Sinn.